

(Nachdruck verboten.)

26]

Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Rezö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

Und plötzlich kam die Empörung über ihn, heftig fast wie ein Erstickenanfall. Diese grauenhaft kalte Lehre von dem Recht des Stärkeren, die ihm die Wahl ließ, brutal zu werden oder zugrunde zu gehen — das also war der Schlüssel zum Verständnis des Lebens! Der fällt ja von vornherein das Todesurteil über ihn und seine Genossen, über die ganze endlose Welt des armen Mannes. Von hier aus gesehen, war der bestehende Zustand ja der einzig mögliche, er war ganz einfach ideal; der Ausfänger und der Wucherer, die er haßte, standen in der allerharmonischsten Uebereinstimmung mit dem Grundgesetz des Lebens! Und das Entsetzliche war, daß die Gesellschaftsordnung von diesem Gesichtspunkt aus hell beleuchtet dalag, das ließ sich nicht leugnen. Wer es am besten verstand, sich dem Bestehenden anzupassen, der siegte; gleichgültig, wie gemein das Bestehende war.

Das Buch warf mit einem Schläge ein blendendes Licht auf die Gesellschaftsordnung; aber wo blieben seine Parteigenossen in dieser Lehre, alle die Kleinen? Sie wurden wohl gar nicht mitgerechnet! Die menschliche Gesellschaft bestand also in Wirklichkeit nur aus den Besitzenden, und hier hatte er ihre Religion, die moralische Stütze für ihre rücksichtslose Ausnutzung. Es war immer schwer gewesen, zu verstehen, wie die Menschen einander mißbrauchen konnten; aber hier war es ja eine heilige Pflicht, Steine statt Brot zu geben. Der große Kämpfer stand im Grunde dem heiligen Mutterherzen des Lebens am nächsten, er war ja ausersehen, die Entwicklung weiter zu tragen.

Die Armen hatten keinen Anteil an dieser Lehre. Wenn da ein schlechter Arbeiter in seiner Gruppe war, so drängten ihn die anderen nicht, daß er zugrunde gehen mußte, nicht einmal wenn er selbst an seinem Unvermögen schuld war. Sie nahmen ihn mit, legten Steine auf seine Schicht und halfen ihm weiter, die Armen ließen den Schwachen nicht fallen, sondern nahmen ihn unter die Schwingen. Sie setzten sich selbst über das Gesetz hinweg und verzichteten auf jegliche Chancen. Mit einem verwundeten Kameraden auf dem Rücken siegte man nicht im Wettlauf. Aber es lag hierin eine Erkenntnis, daß sie nicht mit zu dem Bestehenden gehörten, sondern Recht hatten, ihre eigene Glückszeit zu fordern. Es mußte eine neue Zeit kommen, wo alles das, was erforderlich war, damit sie mit Anteil haben konnten — Herzengüte und Solidarität — aus Ruder gelangte. Der große Zusammenschluß selbst, an dessen Errichtung er sich beteiligt hatte, zeigte also doch nach der richtigen Seite hin. Es war das Gegenteil von „Einem gegen Alle“ gewesen, auf dem Gegenseitigkeitsgesetz hatte es sich aufgebaut.

Ein armer Kerl war doch kein elender Wicht, der von der Entwicklung dazu verurteilt war, zugrunde zu gehen wie ein Phantast, der infolge eines leeren Magens Utopien erträumte. Pelle hatte seine Kindheit draußen in der Natur verlebt und sich mit der übrigen Schöpfung in allem möglichen Wetter herumgetummelt. Er hatte die kleinen Singvögel sich dem Habicht in ganzen Schwärmen entgegenwerfen sehen, wenn er einen von ihnen geraubt hatte, er hatte sie ihn verfolgen sehen, bis er verwirrt seine Beute frei gab. Wenn er eine Ameise in einem gespaltenen Strohalm fing, stürzten sich die andern Ameisen auf den Strohalm und nagten den Kameraden frei; sie waren nicht zu verschrecken. Schlag er nach ihnen, so spritzten sie ihr Gift nach seiner Hand und arbeiteten weiter. Ihre Tapferkeit ergöhte ihn, die Gifftropfen waren so winzig klein, daß er sie nicht sehen konnte; führte er aber die Hand an die Nase, so fing er einen säuerlich stechenden Geruch ein. Warum ließen sie den Kameraden nicht im Stich, sie, die ihrer so viele waren und es so eilig hatten? Sie hielten nicht einmal eine Mahlzeit ab, ehe sie ihn befreit hatten.

Der arme Mann mußte an dem Gedanken des Zusammenschlusses festhalten, er hatte diesmal den rechten Griff getan! Und nun auf einmal wußte Pelle, wo der Weg lag. Standen sie außerhalb des Bestehenden und seiner Gesetze,

warum sich da ihre eigene Welt nicht nach den Gesetzen einrichten, die nun doch einmal ihre eigenen waren? Durch die Organisationen waren sie dazu erzogen, sich selbst regieren zu können, es war bald an der Zeit, daß sie ihr eigenes Dasein in die Hand nahmen.

Die jungen Auführer hielten sich frei von der Geldmacht, indem sie entbehrten, aber das war nicht der Weg; das Kapital predigte den Armen immer Genügsamkeit. Er wollte den andern Weg einschlagen und die Produktion durch eine große umlaufende Bewegung erobern.

Jetzt war er nicht mehr bange, das Geld des Bibliothekars anzunehmen, es gab keinen Zweifel mehr in ihm. Er war leuchtend klar und sah in großen Zügen eine weltumspannende, friedliche Revolution, die alle bestehenden Werte auf den Kopf stellen sollte. Pelle wußte, daß die Armut von keinem Vaterland begrenzt ist; er hatte schon früher einmal eine unbezwingliche Idee zur Geltung gebracht. Seine Genossenschaftstätigkeit mußte der Ausgangspunkt für einen Weltkampf zwischen Arbeit und Kapital werden!

10.

Zwei Tage später gingen Pelle und der Bibliothekar in die Frederiksborgers Strasse und besahen ein Geschäft, das abgetreten werden sollte. Es war eine kleine Sache mit einem Duzend Arbeitern, mit elektrischer Werkstatt im Keller und einem Laden darüber. Das Ganze war gegen Uebernahme des Lagers und der Maschinen nach Einschätzung zu haben. Die Miete war ziemlich hoch, im übrigen waren es billige Bedingungen.

„Ich denke, wir ordnen es so, daß das Anschaffungs- und Betriebskapital verzinst und amortisiert wird wie eine vierprozentige Kreditanleihe,“ sagte Brun.

„Das ist billiges Geld,“ entgegnete Pelle. „Ein gutes Ergebnis kann ja nicht zugunsten der Verhältnisse reden, wenn wir nicht gleiche Bedingungen mit andern Unternehmungen haben.“

„Nicht sonderlich billig! Zu dem Preis kann man gegen gute Sicherheit so viel Geld kriegen, wie man will, und die Arbeiter müßte man doch wohl als feinste Sicherheit in einem Unternehmen betrachten, das auf Arbeit begründet ist,“ sagte der Alte lächelnd, „es wird einen großen Diskontfall geben, wenn Sie zur Macht gelangen, Pelle! Uebrigens kostet das nackte Kapital jetzt nicht mehr, wenn nicht mehr daran herumshmarokt wird. Und den Schmarokern wollen wir ja gerade zu Leibe.“

Ja, Pelle hatte nichts gegen das billige Geld einzuwenden, der Kampf konnte ohnedies noch hart genug werden. Kam Gang in die Sache, so würde es nicht lange währen, bis ihm die Privatspekulation den Krieg erklärte!

Sie waren sich darin einig, daß sie nichts mit Agenten und Ladenverkauf zu tun haben wollten; die Tätigkeit sollte ganz auf sich beruhen und in direkter Verbindung mit den Konsumenten stehen. Was in der Werkstatt angefertigt wurde, sollte nur die Unkosten oben für den Laden decken; der Rest und der Ueberchuß sollten unter die Arbeiter verteilt werden.

„Nach welchen Regeln?“ fragte Brun und sah Pelle forschend an.

„Zu gleichen Teilen!“ antwortete er, ohne sich zu besinnen, „wir wollen überhaupt nichts mit Akford zu tun haben. Es war ein großer Mißgriff, daß wir damals, als wir die Bewegung ansachten, dem Akfordsystem das Wort redeten, statt es abzuschaffen. Das hat der Ungleichheit Vorschub geliehen. Jeder, der arbeitet, hat das Recht zu leben.“

„Glauben Sie, daß der tüchtige Arbeiter sich darein finden wird, gleichmäßig mit dem zu teilen, der weniger tüchtig ist?“ fragte Brun bedenklich.

„Das wird er lernen,“ entgegnete Pelle bestimmt. „Wie kann er sonst geltend machen, daß alle Arbeit gleich wertvoll ist.“

„Glauben Sie das denn selbst?“
„Absolut. Ich sehe keinen Grund, einen Unterschied etwa zwischen dem Arzt und dem Kloakenreiniger zu machen! Wer von den beiden den größten Nutzen für die Gesundheit

schafft, ist unmöglich zu sagen; das Entscheidende muß sein, daß jeder anspricht, was er kann."

"Ausgezeichnet!" rief Brun, "ausgezeichnet!" Der alte Philosoph war so recht in Laune. Belle hatte ihn für ungewandt und weltfremd gehalten und war erstaunt, welche einen praktischen Blick er für diese Dinge hatte.

"Die Sache ist die, daß dies etwas Neues ist," sagte der Alte und rieb sich die Hände. "Mit dem Alten war ich fertig, als ich zur Welt kam; da war nichts mehr, was mich reizte; ich sei degeneriert, hieß es. Ja, freilich! Nun will der alte Bücherturm seinen Ahnen doch zeigen, daß auch in seinen Adern tatkräftiges Blut fließt. Nun haben wir beide die Stelle gefunden, von wo aus die Welt umgekippt wird, mein lieber Belle, ich glaube, wir haben sie gefunden! Und nun arbeiten wir darauf los."

Ja, da war genug zum Zugreifen. Aber jetzt waren es Realitäten, und Belle hatte ein angenehmes Gefühl, wieder Boden unter den Füßen zu haben. Dies war doch etwas anderes, als einsam auf seinem eigenen Gedanken durch den Raum zu reiten, beständig in Gefahr, herabzufallen; hier bahnte er sich seinen Weg sozusagen mit den Händen.

Es war so geordnet worden, daß der bisherige Besitzer des Geschäfts es noch eine Weile leitete, während sich Belle mit dem ganzen Betrieb vertraut machte, die Maschinen und die Buchführung kennen lernte. Er war ununterbrochen im Gange, nutzte seinen Tag aus und schlief des Nachts wie ein Stein. Das Gehirn klapperte nicht mehr fortwährend wie ein Kessel, der beständig kocht, der Schlaf löschte auch darunter das Feuer.

Es handelte sich darum, eine Schar zu werben, die sich ganz aufeinander verlassen konnte, und Belle kündigte unerschrocken allen Kameraden, die sich nicht dazu eigneten, unter neuen Formen zu arbeiten, und nahm andere an.

Der erste, an den er sich wandte, war Peter Drejer. Ellen riet davon ab. "Du weißt ja, daß er mit der Polizei auf schlechtem Fuß steht," sagte sie, "Du kannst ohnedies schon Kampf genug bekommen." Aber Belle hatte das Bedürfnis, einen an seiner Seite zu haben, der instand war, die Dinge von einem neuen Gesichtspunkt aus zu betrachten, und ein volles Verständnis für das hatte, um was es sich handelte. Egoisten taugten nicht. Und dies mußte gerade für einen etwas sein, der sich mit all dem Bestehenden in den Haaren lag.

(Fortsetzung folgt.)

8]

Tagebuch eines entlassenen Sträflings.

Gnadenbrot.

Im Stübchen neben der Kammer darf ich schlafen. Der größere Bub zuckt zusammen, als ich mich zu ihm lege. Alle Gespenster dieser Nacht erschrecken vor meinem Grauen. Erst der Tag beschwichtigte sie und der Mittag hieß mich willkommen mit einem milden mitleidvollen Lächeln. Die Menschen legten ihre Hände auf meine Wunden, sie durch Schweigen zu schützen. Andere gaben meinen Feinden Fußtritte, mich dadurch froh zu machen. In mir selbst suchte die Freiheit zu frohlocken, um andere Stimmen zu überhören: das trübselige Heldentum von der Galeere her, das jeder Verbrecher an sich trägt wie einen Nimbus. Den Pensionsherren meiner Hausleute — junge Beamten mittleren Grades, neue Gesichter — bot ich ein pornographisches Feuerwerk, mit dem Geächtete die bösen Geister des Gewissens und der Schande bannen möchten. Wenn einer gehängt wird, sagt er: „nur nicht sentimental sein“ und zieht eine Fraze fürs Volk.

Mit Heinz las ich im katholischen Katechismus vom Findelkind Moses und anderen biblischen Buben, die große Männer wurden. Das ist ein Stichwort für ihn und er holt eine Schachtel her, in der seine großen Männer verwahrt sind. Die hatte er mit dem starken Sinn unvergänglicher Kinder für sich gefordert, als die Mutter die Sachen Glümers, der verschunden und verschollen schien, zusammenpackte. Wenn die Mutter erzählt, wie der Bub damals von Sinnen war, ist ihr Gesicht ein zudendes Spiel von Schrecken und Stolz. Die Gendarmen hatten mein Zimmer verriegelt und Heinz glaubte es nicht. In der Frühe, im Gemäch, aus dem Bette heraus, kam er vor die Tür, klopfte, rüttelte und flehte: „Rümer, mach uff!“ Nachts ließ es ihm keine Ruhe. Er schrie und flüchelte und wanderte am Tag wieder im ganzen Haus um, durch alle Stuben und Stodwerke, bis hinauf zum alten Wächsmareile, das er bei der Hand faßte und zur Treppe zog: „Rümer suchen!“ In Waldshut, während der Untersuchungshaft, als ich noch bürgerliche Kleider tragen durfte, hat Heinz mich besucht und in lachender Freude seine samtseinen Händchen um meinen Hals gelegt, der doch schon für den Scharfrichter gerichtet

war. Wie anders standen des Buben Augen später in der Freiburger Besuchszelle vor dem eisernen Gitter und dem weißhaarigen Oberaufseher, der eine goldberzierte Uniform und Ehrenzeichen trug. Wie sah neben ihm der Sträfling aus: im sadistischen Zwillich, brustwärts die Eisenblechnummer, in der Hand die Gesichtsmaske, womit man Kinder wohl grausen machen kann. Heinz konnte damals nicht loskommen von dem starken Blick und dem Schoße der Mutter. Draußen dröhnte das schwere Gefängnistor und erschütterte die junge Seele.

Nun sind wir wieder bereint und Kinderlippen lieblosen mein Gesicht. Aber des Buben Haus kann doch nur ein Gefängnis für mich sein, verschlossener fast als das Freiburger, wo doch zweimal täglich der Einzelhof seine Gitter geöffnete hatte, als Käfig für Freiluft. Die Bonndorfer Gassen dürfen mich nicht sehen, seinen Fuß breit vor die Tür, wo die Eier, mich zu erspähen, auf Dauer liegt wie eine Raße im Sprung. Manchmal kommt diese Reugier und streckt ihr Sammetpfötchen in mein Gefängnis. Die Lüberline schaut mich an, als ob sie sagen wollte: menschlich ist alles. Pfendlerbäd, der in der Freiburger Besuchszelle die Tränen nicht hatte verheben können, lästert jetzt das heilige Gesetz: was kann Gutes dabei herauskommen, wenn schon ein Paragraf zehntausend Menschen unglücklich macht? Das Wächsmareile streicht mich mit den Worten: „Dees ist des Vergäht no lang it“ — als ob sie in hintergründigen Gedanken von anderen was Vergeres wüßte, und nicht plaudern dürfe. Und Schöffele, ihre Tochter, die mit heißen Lippen eine armselige Jugend trägt, spricht nur wieder in Bliden: weshalb bist du nicht zu mir gekommen? Und die im Haus und im engsten Kreise erzählen von Leuten in der Stadt überall, von hochmütigen Herren und Zentrumsbauern, daß über meiner Tat ihr Mitleid steht wie ein flatterndes Tuch zu Abschied und Friedensschluß. Sie sagen von der Tat: ein dummer Streich, eine schwache Stunde. Das ist nicht tief, aber barmherzig. Auch das Gesetz ist nicht tief, und doch graufam dazu.

So unerhört neu ist dieses Erbarmen für einen, der als landstreicher Flichtling durch Frankreich sich nur als Verworfener fühlte und in zehn Gefängnissen ein Wüßender war und dem dort wie hier die strafende Gerechtigkeit vor Augen stand als Furie und Friedensengel. Und nun kommt das Volk und seine Stimme umschmeichelt mich wie göttliches Recht: du bist gefallen und nicht gesunken. Wir kennen dich ja und haben dich lieb.

Du auch von mir verkannte und verachtete Stadt Bonndorf, ich preise dein Volk, das geistlich arm und so reich an innerstem Christentum ist.

Hätte ich hier nicht bleiben und aus zertrümmerten Steinen ein neues Heim bauen sollen? Heinz wäre mein Halt und der zurückgelegte Weg meine Warnung gewesen. Die Balbarbeiter von Dillendorf hätten mich wohl als ihresgleichen angenommen und ich hätte aus kleinem Tagwerk mich hinaufarbeiten können zu verführenden Dingen.

Doch hielt es mich kaum acht Tage lang im Hause der besten Gastleute, von denen ich meinte, sie gönnen mir das Gnadenbrot nicht, das ich in großen Portionen benötigte. Da jeder Strafhäusler auch ein Vieltrah wird. So floh ich von den Freunden und suchte die fremden Fernen.

Das Mitleid der anderen hatte dem Geächteten Mut gemacht und er ging tapfer zur Bonndorfer Bahn, zum ersten Frühzug, während die dunklen Gassen im letzten Atem der Nacht liegen. In der Stationshalle stand als scharfer Schatten ein schlanker schöner Mann mit großem Hute: der Bonndorfer Bilar und Zentrumsredakteur, der neben dem Gotteshaufe seine Teufelsküche hält. Wir schauten aneinander vorbei wie zwei feige Tiere und im Zuge konnte ich das Gefühl nicht los werden, daß der andere wie eine Tigertatze mir im Genid sitzt. Wie jung und mächtig ist dieser Mann! Politisch der Gewaltigste im ganzen Bezirk. Seine Seelsorge unklammert das Schicksal aller Hörigen der Kirche. Ist nicht auch mein Opfer bei ihm im Beichtstuhl gefessen und hat seine Unkeuschheit vor ihm ausbreiten müssen, ehe Gendarm und Richter die arme Jugend prostituierten? Was wußte er damals von ihr und von mir? Eines Priesters Wissen ist wie ein Grab. So unergründlich verschwiegen ist nichts wie das Beichtgeheimnis. Aber der Beichtiger ist auch nur ein Mensch und dieser leitet den Ringzverein. Dessen Vereinsdienerin trägt auch das liberale Amtsblatt aus. Sie und ihr Töchterchen. Darf man nicht gelegentlich fragen, wer dem roten Redakteur die Zeitung bringt? Nun ja, das Töchterchen macht auch sonst Gänge für den Glümer und bekommt Geld dafür. Dieser Mensch soll ja ein Kinder-narr sein.

So ist der Herr Bilar Herr über Leben und Tod. Ich aber bin ein armer erbärmlicher Mensch und sehe Gespenster im Verfolgungswahn. Ein Falscheid soll geschworen worden sein mir zuleide, um meine Verderber zu bedeu. Ich soll Rache für Rache nehmen, sagt ein Zeugender. Aber das Unglück muß moralisch sein: halt reinen Mund und laß die Tigertatze dein Genid zerfleischen.

In Station Neustadt ist der Bilar mit seinen Bauern verschunden. Die Fahrt durchs Höllental bleibt ohne Erlebnis. Feierlich grüßt den Fliehenden das winterschwere Gebirge. Erst in Freiburg klirren meine Ketten wieder.

Noch einmal muß ich ins Landesgefängnis. Heute hat das mächtige hochummauerte Haus doch ein ander Gesicht. Die Aufseher im Torbau sagen „Grüß Gott“ und sind wie Hotelleute zu einem bewährten Gast. Der Direktor, Major Ropp (unter General Glümer war er Leutnant im großen Kriege), fragt ohne Amtsstil

nach Wohlsein und Begehr und freut sich über den frischen Mut des Entlassenen. Er wünscht alles Glück und sagt dazu doch: „Es ist schwer.“ Der Entlassene aber lacht ihn an und nimmt die fünf- und zwanzig Mark Reisegeld wie einen Königslohn.

Nun sehe ich zum letzten Male den düsteren Korridor dieses Hauses, wo die Zuchtlinge mit der Maske vor dem Gesicht gegen die Wand stehen müssen.

Nordwärts geht die Fahrt zum letzten Male durch Badener Bezirke. In sieben Schwarzwaldfahren hatte der arme Amtsblattredakteur die Residenz und die große Handelsstadt nie gesehen, das Heidelberger Schloß nur als Schubgefangener. Wie hell ist dein Gesicht, du gutes Land, in dem Arbeiter und Minister so besondere Menschen sind. Dein finsterner Geßell sitzt grad bei mir im Abteil: Wader, der Gewaltige. Es ist eine Lust, den dreifach gekrönten König der Ultramontanen bei der furchtbaren Arbeit zu sehen: am Schreibtisch im D-Zuge. Unter der mächtigen Braue, die wie Stachelkraut ist, streckt sich der Blick wie eine Kanonenmündung durchs Fenster in die Ferne und meistest dann den stahlharten Gedanken aufs Papier. Den Waldshuter Abbotten sieht er in meiner Hand und zerschmettert Zeitung und Lesezettel. Er erinnert sich vielleicht einer Waderversammlung auf der oberen Alp bei Wettmaringer-Stüßlingen, als sein Reisegenosse von heute dreißig genug war, dem Despoten zu sagen, er müsse dem katholischen Mann Gedankenfreiheit geben. Es reizt mich, ihm wieder Rede zu stehen: daß ich nun ein gebrochener Mensch bin, also Vertrauen verdiene. Der Pfarrer von Zähringen aber bleibt unzugänglich. Ich helfe dem Feinde, weil er klein und fett ist, dann in den Mantel und erzwingt eine freundliche Miene.

Durch Mitteldeutschland grünen spärliche Erinnerungen. In diesen Breiten ist man zur Welt gekommen, und hat das Geburtsland nie gesehen mit bewußten Augen. Schon das halbjährige Büblein mußte auf Wanderschaft gehen — so fahrig war dieses Leben vom ersten Alter an.

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Oberspree.

Von Georg Khenanua (Berlin).

Der Herbst hat die gewaltige Flottille der Personendampfer, die seit Mai bis Mitte September von Berlin und nach Berlin ungefähr 13 000 Fahrten zurückgelegt hat, in die Winterhäfen getrieben. Aber manches kleine Privatboot mit Benzin- oder Elektromotor schießt noch schnell zu Berg, um seine Passagiere einem an der Oberspree gelegenen Ziele zuzuführen. Wenn die Günst verjagt ist, den Eigentümer solcher kleinen Wassertruppen als harmherzigen Freund zu besitzen, vertraut sich, sofern er drauhen Geschäfte erledigen oder die Schönheiten des Herbstes genießen will, der Elektrischen oder der Eisenbahn an. Allerdings hat er an Wochenenden auf großes Leben in den Vergnügungsorten am Nord- und Südufer des Flusses nicht mehr zu rechnen. Stralau, Rummelsburg, Labberts Waldschlößchen, Ostend und Sadowa, Treptow, Fierhäuschem Neuer Krug, Haffelwerder, Sedan und Reptunshain sind leer geworden, ebenso die gaslichten Stätten am Müggelsee und in Grünau. Wohl aber findet er dort noch an Sonntagen vielhundertköpfige Gesellschaft. Denn ganz mögen die Berliner und Berlinerninnen auf die Herbstfreuden nicht verzichten, ob auch die Brise kühl vom Wasser weht, der Nebel phantastische Reigen tanzt und Blatt für Blatt matt und well von den Bäumen sinkt.

Aber abgesehen von den Schönheiten des Herbstes, gewährt eine Fahrt zu Berg noch einen interessanten Einblick in die stark entwickelte Schifffahrt und in das gewerbliche Groß-Berlin, das sich bis weit hinaus am Ufer des Flusses niedergelassen hat.

Die Spree ist für Berlin eine Goldader, deren Wert man bereits im 17. und 18. Jahrhundert erkannte und durch umfangreiche Kanalanlagen, die nach Oder und Elbe führten, zu fördern suchte. Freilich, nach dem Aufkommen der Eisenbahnen vermeinte man in den ersten Jahrzehnten des Enthusiasmus das märkische Wasserneß scheel ansehen und die Schifffahrt erheblich beschränken zu können. Doch Berlins kolossaler Aufschwung nach dem deutsch-französischen Kriege ergab die Notwendigkeit, für das Herbeischaffen von Rasingütern, besonders von Getreide, Bau- und Brennmaterial, an Stelle des kostspieligen Eisenbahntransports den billigeren Wassertransport zu wählen. Und so erfuhren Spree und Kanäle wieder verdiente Wertschätzung.

Sollten die märkischen Wasserstraßen den neuen Anforderungen entsprechen, so war ihre Verbesserung unbedingt geboten. Das wichtige Unternehmen wurde seit 1883 mit erheblicher Energie und unter Auswendung einiger Duzend Millionen Mark durchgeführt. Zunächst erfolgte die Regulierung des unteren Laufes der Spree zwischen Charlottenburg und Spandau, dann die der Schiffsverbindung von der Oberspree bei Berlin bis zur Oder bei Fürstenberg und schließlich die des Spreebettes innerhalb des städtischen Reichbildes, wobei durch Schiffbarmachung des an der Ostseite des königlichen Schlosses vorbeifließenden Spreearmes und durch den Bau der großen Schleufe und des Wehres am Mühlenstamm ein neuer bequemer Weg für die Fahrzeuge bis achtausend Zentner

Tragfähigkeit aus der Unter- in die Oberspree und umgekehrt zur Eröffnung gelangte. Doch hiermit noch nicht genug, denn von 1900 bis 1906 wurde im Süden Berlins zur direkten Verbindung zwischen Oberspree und Havel der 45 Kilometer lange Teltowkanal erbaut und vor sechs Jahren auf Grund des Gesetzes vom 1. April 1905 der Großschiffahrtsweg von Berlin über Oranienburg, Eberswalde, Oderberg und Hohenjaaten nach Stettin in Angriff genommen, nach dessen Eröffnung Schiffe mit einer Ladefähigkeit von 600 Tonnen oder 12 000 Zentner vom Haff auf kürzestem Wege nach dem Berliner Hagen gelangen können.

Von welcher gewaltigen Bedeutung die Güterbeförderung zu Schiff für die Reichshauptstadt ist, erweisen am besten Zahlen. Zu Berg und zu Tal kamen im Jahre 1908 in Berlin insgesamt 6 Millionen Güter an und gingen von Berlin 700 000 Tonnen Güter ab. Dem entsprach ein großartiger Schiffsverkehr. Es kamen an 2096 Güterdampfschiffe und 28 007 Segelschiffe und gingen ab fast ebenso viele Schiffe. Dazu der ziemlich starke Durchgangsverkehr, der enorme Verkehr der Personendampfer und der Verkehr der stark beschäftigten Schleppdampfschiffe. Inzwischen haben diese Zahlen noch bedeutenden Zuwachs erfahren.

So bietet die Wasserfläche der Oberspree während der günstigen Zeit des Jahres ein außerordentlich lebhaftes Bild. Auffallend ist die große Verschiedenheit der Segelschiffe. Es gibt da Steventähne, Steven- und andere Jollen, „Bode“ und „Esel“ in mancherlei Dimensionen. Im Durchschnitt beträgt die Ladefähigkeit der Rähne zwischen 240 und 250 Tonnen oder 4800 und 5000 Zentner. Doch fehlen auch nicht Rähne zu 400 Tonnen oder 8000 Zentner. Solcher Rähne ist von Rähne zu Rähne etwa 55 Meter lang, 8 Meter breit und bei einer Bordhöhe im Mittelschiff von 2 Metern bis zum festen Deck etwa 3,70 Meter und bis zum beweglichen Deck etwa 4 Meter hoch. Die mit beweglichem Deck bilden die Mehrzahl. Sie sind auf Stever gebaut, zum Segeln eingerichtet, mit Kajüte und Stand im Hinterteil, Brummstall, Blis, Schoff und daran anschließenden Laufbänken im Vorderteil versehen. Die Kajüte dient dem Schiffsführer und seiner Familie zum Aufenthalt, die Blis den Schiffknechten. Mit Kupfasser von 400 Tonnen taucht so ein Rahn, falls er zweckmäßig gebaut ist, 1,40 Meter ein, leer hingegen kaum mehr als 30 Zentimeter. Das Baumaterial besteht vornehmlich aus Eisen, jedoch ist für den Schiffsboden, die Decken und losen Deckteile samt dem dazu gehörigen Unterbau sowie für die Fußböden, Schauerleisten, Rasten und Schaudecks Holz verwendet. Natürlich kann der Führer eines solchen stattlichen Steventähnes auf die leicht aus Tannenholz gebauten Jollen, die mit Obflodung aus Böhmen anschwimmen, mit berechtigter Geringschätzung herabbliden, zumal seine Kajüte mit ihren 32 Quadratmetern meist doppelt so groß als die der Jolle ist und mithin als „herrschaftlich“ gilt.

Erhebliche Unterschiede herrschen auch unter den Schleppdampfern. Die kleinsten, mit Maschinen von zwanzig Pferdekraften ausgerüstet, verrichten dem Dienst auf gewissen Kanälen, so auch auf dem Landwehrkanal. Auf der Spree fahren vornehmlich die größeren Schlepper, ernst aussehende Herkulesse von neunzig und mehr Pferdekraften, schwarz am Leibe, schwarzem Quarm aus dem Sbornstein wirbelnd, aber auf Deck mit freundlichen Aufbauten in Weiß und Grün. Manche dampfen mit einem Zuge von drei oder vier Rähnen, deren Gesamtbelastung 1000 bis 1200 Tonnen beträgt, so fix zu Berg, daß sie in der Stunde fünf bis sechs Kilometer zurücklegen.

Sehr zuastatten kommt der Schifffahrt, daß die alten Holzbrücken mit den Klappendurchlässen durch massiv gewölbte Neubauten ersetzt sind, deren Öffnungen auch bei Hochwasser noch genügend lichte Höhe besitzen, um den Durchlaß der Fahrzeuge zu gestatten. Die Zahl der Durchlaßöffnungen beträgt bei der Normalbreite des Flusses von 50 Metern gewöhnlich drei, davon die mittlere am weitesten. Da aber die Breite der Oberspree auf der Strecke von Jannowibridge bis oberhalb Oberbaumbrücke Unterschiede zwischen 58 bis 140 Meter aufweist, so kommen hier auch mehr Öffnungen vor. Die Brücken machen durchweg einen sehr stattlichen Eindruck. Entweder sind sie ganz aus Werksteinen aufgeführt oder wenigstens mit Werksteinen an dem Gewölbestimmen, Zwickeln und sichtbaren Teilen der Pfeiler verblendet. Der Wölbung ist gegenüber den Brücken mit eisernem Oberbau wegen der längeren Lebensdauer, der größeren zulässigen Belastung und der wirkungsvolleren architektonischen Ausgestaltung der Vorzug gegeben. Hat sich aber die Anwendung von Eisen nicht vermeiden lassen, so sind die Träger unter die Fahrbahn gelegt. Eine Brücke, die am Oberbaum ist nur zum Teil mit Granitverblendung bedacht, sonst aber reizvoll in märkischem Ziegelrohbau ausgeführt. Das prächtige Bauwerk mit seinen sieben Vogenöffnungen, seinen originell silhouettierten Türmen und seinem den östlichen Bürgersteig überragenden Arkadengeschloß, dem Schienenweg der elektrischen Hochbahn, hebt sich malerisch und mit einem Anfluge mittelalterlicher Romantik aus dem Wasser empor.

Auf der Jannowibridge schreit, tost und braust der Verkehr, rennen die Menschen, rasseln die Lastwagen, stampfen die Elektrischen, tuten die Autos, donnern vom hohen Viadukt her die Züge der Stadtbahn, strebt und drängt die ganze Gesellschaft fieberhaft vorwärts — nach Arbeit, nach Verdienst, nach Gewinn. Krankenwagen Leichenwagen, Grüner Wagen — kaum, daß sie beachtet werden. Nur gah, daß trotz dieses höllischen Treibes und trotz dieser banausischen Erwerbssucht noch immer Ideale lebendig geblieben

sind, die nach höheren Werten des Lebens streben und gegen jenes rastlose Getriebe das wohnende Gegengewicht bilden.

Das Bild hinter der Jannowibridge stromauf vermag anfänglich nicht zu entzücken. Zwar nimmt sich ein Restaurant zur Rechten mit seinem ausgedehnten Terrassen sehr einladend aus, aber zur Linken engen die plumpen Badsteinspeicher des Stadtbahnviadukts das Flußbett auf eine weite Strecke in häßlicher Weise ein, den Wasserspiegel tief beschattend. Auch weiter bietet der Fluß zunächst noch wenig Anziehendes, denn die Ufer sind verbarrikadiert mit alten Bauten, kolossalen Speichern, Lagerhäusern, ausgedehnten Fabrikanlagen und Geschäftsbauten, zwischen denen tiefe Höfe gähnen, die den Blick auf Hintergebäude mit zahlreicher Bevölkerung freilassen. Auf manchen dieser Grundstücke sind 40 bis 60 Familien ansässig und werden Duzende verschiedenartigster Gewerbe betrieben. Die Kurzsichtigkeit der früheren Verwaltungen, die es zugelassen haben, den Fluß in solcher Weise zugunsten einiger Anlieger für die gesamte übrige Bürgerschaft abzusperren, ist geradezu staunenerregend. In jüngster Zeit sind zwar Uferstraßen projektiert, kurze Streden auch schon angelegt, aber es wird Millionen an Geld und viele Jahre kosten, ehe all diese Projekte an der Obersee innerhalb des städtischen Reichbildes ihre Verwirklichung erleben.

Je weiter die Fahrt geht, um so kräftiger gibt sich Berlins gewerbliche Tätigkeit kund. Elevatoren, Paternosterwerke und fahrbare Drehkräne auf elegant konstruierten Eisengerüsten sind unermülich an der Arbeit, das Getreide in die Speicher zu heben, den zu Bauwecken bestimmten Sand zu kolossalen Hügeln zu häufen und die Gaskohle zu Chimborassos zu türmen. Bis hinauf nach Ober- und Niederschönebeck und Friedrichshagen zieht sich die Industrie hin. Alle möglichen Establishments, große und kleine, schmucke und abstoßende, tauchen auf: chemische Fabriken, Farbwerke, Lederzurichtereien, Zementfabriken, Kupferwerke, Stahl- und Eisenwerke, Werkzeugmaschinenfabriken, Webereien, Färbereien, Bauereien und Tuchfabriken in wechselvollem Durcheinander. Den Clou bildet das von einem Duzend Riesenschornsteinen überragte Kabelwerk und Akkumulatorenwerk „Obersee“ der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft. Wie Säulen des Herkules strecken sich die Schornsteine zum Himmel und wie Paläste bieten die mit hellen Verblendern besetzten Fabrikgebäude ihre ausgedehnten Formen dar. Der überraschend großartigen Anlage, einer Selbsterleuchtung der Berliner Großindustrie, folgen die nicht minder bedeutenden Bauten der Spindlerschen Färberei und das mit Waschanstalten und Weichen reich gesegnete Köpenick.

Zwischen all dem industriellen Getriebe schieben sich Volksschule, hübsch gebaute Kommunalschulen, Kasernen, Probiantämter, Restaurants, Bier- und Kaffeegärten, umbuschte Villen, Wohnhausfronten, Stätteplätze, Ruderflubs, die prächtigen, baumreichen Anlagen des Treptower Parks, der Plänterwald, kurze Heidestreden und manches idyllische Plätzchen ein, das unter überhängendem Laubbach zu Raft ladet. Das Landschaftliche spielt überhaupt von Stralau an, wo der charakteristische Kirchturm, ein Werk Schinkels, aus Bäumen und Büschen ragt, eine größere Rolle. Es gewinnt noch an Kraft bei Treptow, dem gegenüber auf der nördlichen Flußseite der Mummelsburger See ausbuchtet, so daß die Wasserfläche eine bedeutende Ausdehnung gewinnt. Hier ist das Dorado der Ruderer, hier auch der Lieblingslandungsplatz der Berliner Ausflügler, die nicht allzuweit die Obersee hinauf wollen.

Kleines feuilleton.

Hygienisches.

Die Zeit der Abhärtung. Mit dem Beginn des Herbstes naht einer der wichtigsten Zeitabschnitte des Jahres, die Uebergangszeit, in der der Körper auf die herbere Temperatur des Winters langsam vorbereitet wird. In diesen „weder kalten noch warmen“ Zeiten sind die sogenannten „Anfälligen“ den meisten Gefahren ausgesetzt. Aber sie haben es auch in der Hand, durch ein kluges Anpassen und vorsichtiges Abhärten sich nicht nur gegen die Gefahren des Uebergangs zu wehren, sondern sich auch aufs Beste für die angreifenderen Temperaturen des Winters vorzubereiten. Wenn es auch richtig ist, daß man sich mit seiner Kleidung den Erfordernissen der Bitterung anpassen muß, so verzärteln sich doch viele durch zu frühes „Warmeinpacken“, und wenn dann die wirklich bitterkalten Tage kommen, dann hält der Organismus nicht stand. Die Segnungen möglichst reichlichen Genusses frischer Luft sind heutzutage schließlich auch dem Naturentfremdetsten klar geworden, und während des Sommers riskieren sie denn auch hin und wieder einen Spaziergang zum „Lustknäppchen“. Ja, viele haben sogar schon eingesehen, daß die Nachtluft eigentlich die reinlichste ist, und da wir doch fast die Hälfte unseres Lebens verschlafen, ist's doch für die Gesunderhaltung unendlich wichtig, auch nachts der frischen Luft durch das geöffnete Fenster freien Zutritt zu unserer Lunge zu gewähren; wobei ja der ängstlichen Sorge vor Zugluft Rechnung getragen werden kann. Aber sowie die ersten Herbstwinde wehen, der erste Herbstnebel steigt, da werden nachts die Fenster

wieder geschlossen, und während 6-8 Monaten hindurch treibt man dann seelenruhig Selbstvergiftung, indem man immer wieder die im wahren Sinne schmutziggewordene Luft einatmet. Wer würde wohl schmutziggewordenes Wasser trinken? Hier heißt es nun die Uebergänge benutzen, den Schleimhäuten der Luftwege Gelegenheit geben, sich an die in der Natur sich langsam vorbereitende Abkühlung zu gewöhnen. Einen eventuell bei schneller, starker Abkühlung oder anhaltender Feuchtigkeit sich einstellenden Schnupfen nehme man ja nicht tragisch. Er ist wahrhaftig keine Gefahr; aber die monatelange Selbstvergiftung ist eine der schwersten Gefahren für die Gesundheit des ganzen Organismus. Ebenso heißt es, gerade jetzt durch feuchtiges Luftbad die Haut reaktionsfähig erhalten, abhärten, nämlich hart machen, der harten Kälte den wetterharten Körper entgegenzuziehen. Uebertreibung ist hierbei durchaus nicht nötig; es ist nicht gemeint übermäßiges Pflanzen mit kaltem Wasser. Ein tägliches, feuchtiges Luftbad wirkt hier schon segensreich. Je kälter es wird, desto kürzer, aber desto öfter habe man Luft, und erhöhe mit der sinkenden Temperatur die Lebhaftigkeit der Körperbewegungen. Dann wird man nicht nötig haben, durch ein zu frühes Einpacken die Haut zu verzärteln, die dann doch einem ernstern Temperaturangriff nicht standhält.

Psychologisches.

Der Halbwahnsinn. Die besonders von Lombroso aufgestellte und begründete Annahme einer nahen Beziehung zwischen einer genialen Begabung und einem Wahnsinn oder sogar einer Neigung zum Verbrechen hat viel Widerspruch erfahren, beschäftigt aber die Psychologen noch sehr eingehend. Die menschliche Erfahrung geht auch wohl dahin, dieser Auffassung ein Stück Wahrheit zuzuerkennen. Der einfache Gedankengang ist, daß ein Genie, so weit dieser Begriff bestimmt gefaßt werden kann, jedenfalls eine Abweichung vom Normalen, eine Ausnahme darstellt, und daß bei genialen Menschen selten ein harmonisches Gleichgewicht der Geisteskräfte und des ganzen Ich stattfindet. Der Verständige wird daraus freilich nur die Warnung entnehmen, mit dem Begriff des Normalen in der Beurteilung des Menschengenies recht vorsichtig zu sein. Es ist recht lehrreich, sich einmal einen Ueberblick über die Liste großer Männer zu verschaffen, die von ihren Zeitgenossen oder auch noch von den Epigonen als halb wahnsinnig bezeichnet worden sind. Professor Grassley von der Universität Montpellier hat in einem besonderen Werke über „Halbwahnsinnige“ eine solche Zusammenstellung gegeben. In ihr finden sich durchaus nicht nur Namen, deren Träger der „holde Wahnsinn“ der Dichter beigelegt wurde. Vielmehr wurden sie zum Teil als wirklich irrsinnig verfolgt. Professor Grassley nennt folgende Reihe von Männern, denen es in dieser Hinsicht freilich recht verschieden ergangen ist: Kolumbus, Dante, Shakespeare, Cromwell, Pascal, Descartes, Molière, Goethe, Schiller, Mozart, Ampère, Lord Byron, Viktor Hugo, Balzac, Richard Wagner, Tolstoi. Das soll nur ein kleiner Teil der Liste sein. Die Frage ist eben, woran der Wahnsinn beim Genie erkannt werden soll. César soll ein Epileptiker gewesen sein, Napoleon degeneriert und hypochondrisch, Chopin durch Schwindsucht vergiftet, Poe ein Alkoholiker, Schopenhauer ein Misanthrop; von Darwin wird erzählt, daß er seine Freunde oft mit scheinbar kindischen Experimenten überraschte. Was soll das alles sagen? — doch nichts anderes, als daß eine scharfe Grenze zwischen geistiger Gesundheit und Wahnsinn nicht gezogen werden kann.

Technisches.

Eine Gleislegemaschine findet seit längerer Zeit bei Bahnbauten in Amerika mit Erfolg Verwendung; sie verrichtet das Legen der Eisenbahnschienen vollständig selbsttätig und läßt für die Leistungen von Menschenhand nur noch wenig Arbeit übrig. Die Maschine ist mit zwei Dampfmaschinen ausgerüstet, welche die Triebkraft für die Gleisverlegung und für einen Zug von etwa 30 Wagen liefern. Die vorderen Wagen des Zuges sind mit Schwellen beladen, die hinteren mit den Schienen. Durch automatische Verbindung der Schienen mittels Dorne entsteht ein einziger Schienenstrang, der sich von den Schienentwagen über die Schwellentwagen nach der Maschine hinzieht. In dem Maschinewagen befinden sich zwei Druckwalzen; diese ergreifen die Schienen und ziehen den ganzen Strang, an den fortwährend neue Schienen angeschlossen werden, nach vorwärts. Gleichzeitig werden auf den Schwellentwagen die für die einzelnen Schienensekter notwendigen Schwellen auf den Schienenstrang gelegt und von diesen nach vorn befördert. Bei der Maschine trennen sich die Schienen und Schwellen derart, daß erstere durch die Druckwalzen laufen, während die Schwellen durch eine selbsttätige Fördervorrichtung und eine mit Greifern versehene Kettenführung über die Maschine und ein langes Hängewerk hinweg geführt werden. Die Schienen gleiten durch die Druckwalzen des Hängewerks entlang, wo dann die Dorne herausgezogen werden. Durch Förderwalzen weitergezogen, werden die Schienen schließlich von zwei Zangen ergriffen und vor das Ende der bereits verlegten Schienen gebracht, dann dort heruntergelassen, verholzt und verlastet. Die vollständige Verlastung erfolgt nach der Vorwärtsbewegung des Zuges auf dem verlegten Gleis. Zur Gleislegung mit dieser Maschine sind 36 Arbeiter erforderlich, welche in 10 Stunden eine Strecke von drei bis sechs Kilometer, je nach Art des Geländes und der Weisheit der Leute zu verlegen imstande sind.